

er nicht, und sein Wort des Sturens und des Habens ihm über seine Lippen. Er dachte nicht an sich, sondern nur an die, welche ihr Hab und Gut verloren hatten. Denn tragend hielten sie um ihn.

„Seid froh,“ sprach Horsten zu ihnen, „daß kein Menschenleben umgekommen ist. Danket Gott für die Errettung des Kindes und beruhigt Euch. Es soll Euch an nichts fehlen, ich werde Euch alles ersetzen. Für diese Nacht findet Ihr ein Unterkommen in den anderen Häusern, morgen wird sich das weitere finden.“

Horsten ließ zum Schutze der nebenstehenden Häuser eine Brandwache zurück; dann begab er sich müde und abgesehnt nach dem Schloß, wohin die Damen schon vorher zurückgekehrt waren. Auch Helmut hatte sein Zimmer aufgeschloßt; bald lagen alle Bewohner des Schloßes im tiefen Schlummer, und süße Träume verwehten alle Sorgen und Kummernisse.

Am nächsten Morgen schon begann Horsten mit den Aufbaumungsarbeiten. Zwar war das Haus versichert gewesen, doch war der Schaden immerhin für Horsten ziemlich groß, und mit sorgenvollen Blicken schaute er auf die noch rauchenden Trümmerschäufen.

„Sie müssen wieder bauen lassen, Herr Horsten,“ sagte Helmut zu ihm, der eben seine Stunden beendet hatte und nach der Brandstätte geeilt war.

„Ja, aber jetzt wird es schlecht gehen,“ entgegnete Horsten. „Rechtlich, wenn ich Philippsthal jetzt verkaufen könnte. Aber so! Schon seit vier Wochen warte ich auf einen Käufer, aber bis jetzt hat sich noch keiner gemeldet.“

Helmut wunderte sich im Stillen sehr darüber, denn sein Anwalt hatte schon längst von ihm den Auftrag erhalten, das Gut Philippsthal für den Grafen von Eichfeld zu kaufen und ohne Kurren die dafür verlangte Kaufsumme sofort zu zahlen. Sollte er das vergessen haben? Nun, er wollte ihm noch einmal daran erinnern, das Geschäft so schnell als möglich abzuschließen, damit Horsten von seinen Sorgen befreit werde.

„Wird es Ihnen denn so leicht,“ begann Helmut das Gespräch wieder, „ich von dem schönen Gut zu trennen?“

„Recht? Nein, gewiß nicht,“ entgegnete Horsten, „aber was hilft es denn. Ich muß, um meine Verbindlichkeiten hier in Eichfeld aufzulösen. Sie wissen ja doch, wie tief ich darin stehe. Bisher habe ich noch nie eine sorgenfreie Stunde gehabt. Ja, heutzutage ist es schwer, sehr schwer, ein nicht schuldenfreies Gut zu halten. Und wenn mich das Unglück noch weiter verfolgt, so werde ich auch von hier nach weichen müssen.“

Horsten seufzte tief auf. „Nun,“ tröstete Helmut, „Ihre Lage ist noch nicht so, um verzweifeln zu müssen. Sie haben zwar in den letzten Jahren mancherlei Unglück gehabt, wie Sie mir erzählen, aber nach den sieben mageren Jahren werden doch auch noch die fetten kommen. Auf Regen folgt Sonnenschein.“

Horsten mußte lachen. „Wir wollen sehen, ob Sie recht haben.“

Jetzt erschien der Postbote. Er überreichte dem Schloßherrn mehrere Zeitungen und Briefe; auch Helmut ging nicht leer aus. Ein Brief auf den ihm übergebenen Brief und ein zufriedenes Nicken lag auf seinem Gesicht.

„Sie gestatten doch?“ fragte Horsten, der die Briefe vom Umschlag befreite.

„Nun, bitte!“ entgegnete Helmut und beobachtete nun mit innerer Freude, wie die sorgenvollen Falten

auf dem Gesicht des Schloßherrn immer mehr wichen und einem heiteren Nicken Platz machten.

„Sie haben recht behalten,“ rief Horsten fröhlich aus, als er den ersten Brief gelesen hatte. „Da lesen Sie ihn selber.“

Helmut konnte die Schriftzüge des ihm überreichten Briefes, und auch den Inhalt desselben erriet er sofort. Doch las er unbefangen laut vor:

„Sehr geehrter Herr Horsten! Ein mir bekannter Herr hat mich beauftragt, daß in Ihrem Besitz befindliche Gut Philippsthal für ihn käuflich zu erwerben. Da dem betreffenden Herrn viel daran liegt, den Kauf zu beschleunigen, so werde ich mir erlauben, Sie morgen zu besuchen. Mit den weitgehendsten Vollmachten bin ich versehen, und hoffe ich auf ein glückliches Zustandekommen des Geschäftes.“

Hochachtungsvoll  
Kello, Justizrat.

Helmut reichte Horsten den Brief, doch dieser sah nicht auf, immer noch stierte er auf den zweiten Brief. „Es kommt immer besser!“ rief Horsten endlich verwundert aus. „Da lesen Sie nun auch dies.“

„Hochverehrter Herr! Hierdurch mache ich Ihnen die Mitteilung, daß ein Herr Graf von Eichfeld für Sie die Summe von 6000 (sechstausend) Mark für gelieferte Düngemittel bezahlt hat, und Ihr Konto also beglichen ist. Zu weiteren Diensten gern bereit, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung  
Walter.“

Hochachtungsvoll  
Hochachtungsvoll

Strenger gegen dich selbst behalte die Spigen Neben, Das selbiger nicht lösen die Kunde bereist.

Begehrtest du in Schwärze, eine Art Quälgeist, die jedoch oft als Anhaltigkeit des Charakters verweist.

Des S-Wählchens ist mit man viel eher zu dem, was er gibt, als zu dem, was er nimmt.

Ich will und willig ist dich versehen, Das Gute werden sie nicht wehren. Denn Gott sei Dank! es ist ein alter Brauch: So weit die Sonne scheint, so weit erweist sie auch.

Wiß Du wissen, wie es heißt, Mit des Hauses Sinn und Denken, Darf Du nicht los Brankgewoh. Fröhlich Dein Bild lesen; In die Rüge ichn leneh, In die Rüge, und die Rüge! Du wirst oft verzogen sein. Was man gerne nicht versteht.

Mit einem Herrn Reist es gut, Der, was er befehlen, selber tut.

Ring zu reden, ist oft schwer, Ring zu schweigen, oft noch mehr.

Wie ein Mann Reist es gut, Der, was er befehlen, selber tut.

# Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Mieser Tageblatt“.

Nr. 46. Mieser, den 14. November 1908. 26. Jahrg.

## Im Schlosse der Ahnen.

Original-Novelle von Otto Edel-Weiß. Fortsetzung.

Helmut machte eine flüchtige Verbeugung, bezahlte dem Kellner seine Feste und ging eilig hinaus. Herr Walter blühte noch immer stauend auf die Weißscheine; dann hefte er sie sorgfältig ein. „Es war wirklich eine Dummheit von mir,“ sagte er ärgerlich, „Aber das zu erzählen. Mühte es auch gerade dieser Graf von Eichfeld hören! Der scheint ein sehr reicher Mann zu sein, denn seine Briefstache war von Taschenuaerfächern bis gefüllt.“

„Das will ich meinen,“ warf der Kellner ein, „denn so'n gutes Trinkgeld habe ich noch nie bekommen.“

„Wo wohnt denn dieser Graf von Eichfeld, und wer kennt ihn?“ fragte ein Herr.

Aber keiner vermochte darüber Auskunft zu geben.

Als Helmut nach seiner Rückkehr von Potsdam die Freitreppe des Schlosses betrat, begegnete ihm Horsten.

„Sie sind ja schnell zurückgekommen,“ sprach er freundlich und reichte ihm die Hand zum Gruße. „Gut, daß ich Sie hier treffe. Schon drei Tage frage ich den Schlüssel vom Ahnenaal bei mir, und immer vergeblich, ihn abzugeben.“

Er überreichte Helmut den Schlüssel und verabschiedete sich sogleich. „Ich muß noch nach dem Felde. Auf Wiedersehen heute abend.“

Helmut suchte sein Zimmer auf und schrieb einige Zeilen an seine Mutter. Dann suchte er den Ahnenaal auf. Mit heiligem Schauer betrat er zum ersten Male diesen Raum, der nur durch wenige Lichtstrahlen matt erleuchtet war. Er zog die schweren Vorhänge der Fenster zurück, um besser sehen zu können. An der einen Wand hingen die mit Goldrahmen eingefassten Bilder derer von Eichfeld, mit Eisenhut und Panzerhandschuh angetan, dazwischen stolzblühende Frauen in Stuartröcken und schillernde Goldbrocklepp, während die gegenüberliegende Seite der Galerie mit unzähligen Waffen und Rüstungen aller Art bedeckt war. Nur selten mußte dieser Raum betreten sein, denn bisher Staub lagerte überall. Aber Helmut sah ihn nicht; er sah nur die ernsten Gesichter an den Wänden, deren Augen vorwärtswoll auf ihn gerichtet schienen. Es war ihm, als ob sie ihm zuriefen: „Du bist der letzte unseres edlen Geschlechtes; fremde Herren haben sich hier eingebürgert und uns vertrieben. Du wirst als echter Eichfelder, was Du zu tun hast. Ein heiliges Werk ist es, das Du vollbringen mußt, dann erst werden wir Ruhe finden.“ Langsam ging Helmut von Bild zu Bild, und wunderbare Gedanken häuften sich ihm ein. Er dachte, was er zu tun hatte. Alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellen würden, wollte und mußte er überwinden. — Er fühlte endlich das Bedürfnis nach Ruhe, die er hier in diesem Saal nicht fand, obwohl eine Totenstille herrschte. Er zog die Vorhänge wieder zu, und nachdenklich ging er hinaus in den Park, an den See, wo er so gern weilte. Hier hatte er oft schon gejeffen, hier wollte er auch

jezt träumen und träumen vom zukünftigen Glück und Frieden.

Still und ruhig lag die Wasserfläche vor ihm; die sinkende Sonne warf ihre letzten Strahlen in die klare Flut, aus der hin und wieder ein kleines Fischlein hervorschnellte, um gleich wieder zu verschwinden. Blüßlich vernahm er Schritte. Er sah auf. Langsam und mit gesenktem Kopfe, näherte sich ihm die, welche sorben vor seiner Seele gestanden hat: Fräulein von Kallig.

Helmut sprang von seinem Sitz auf und grüßte ehrerbietig.

„Vergehen Sie. Herr Kraft,“ sagte Fräulein Feida mit leiser, zitternder Stimme, „vergehen Sie. wenn ich Sie höre. Ich sah Sie doch hierher gehen und... folgte Ihnen.“

Eine Purpurwelle übergoß ihr zartes Gesicht und mit stehendem Blick schlug sie die Augen auf, aus denen alles Feuer erloschen schien.

„Was wünschen Sie von mir, gnädiges Fräulein?“ fragte Helmut und machte sich hart, seine Aufregung zu verbergen.

Fräulein Feida fühlte die brennende Röte in ihrem Gesicht, und einige Sekunden vergingen, ehe sie antworten konnte.

„Der... vergeben Sie mir,“ bat sie jetzt so rührend, so flehend, daß sie Helmut am liebsten sofort in seine Arme geschlossen hätte, um sie nie wieder loszulassen.

Dennoch aber rang seine Stimme herab, als er sagte: „Ich habe Ihnen, gnädiges Fräulein, nichts zu vergeben; doch wundere ich mich, daß Sie selbst mich aufgesucht haben, mich... dem Sie Ihre Verachtung ins Gesicht schenken.“

„Herr Kraft,“ fuhr Fräulein Feida unbehütet fort, „ein furchtbarer Irrtum nahm mich gefangen. Ich habe Unrecht getan... Sie einer schändlichen Tat zu zeihen... Jetzt, nachdem ich weiß... daß Sie mein Ketter aus den Händen des Zigeuners sind, jetzt kann ich nicht mehr an das glauben, was man uns über Sie erzählte.“

Erkannt blinnte Helmut auf, und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Was erzählte man Ihnen von mir,“ fragte er tonlos. „Wer war es, der mich so schändlich verleumdete?“

„Ich... kann es nicht sagen,“ hauchte Fräulein Feida.

„Sie müssen es mir sagen,“ erwiderte Helmut mit gebieterischem Tone.

Sie seufzte tief auf, und mit zitternder Stimme erzählte sie ihm die furchtbaren Anklagen, die sein ehemaliger Freund gegen ihn erhoben hatte. Helmut war hart vor Entsetzen. Das Blut stieg ihm zu Kopf, und seine Hände kullerten sich.

„Ich werde den Schandbuben zur Rechenschaft ziehen,“ rief er aus, „wie er es verdient... Sie aber, gnädiges Fräulein, Sie glauben das? Sie verdamnten mich, ohne erst zu ergründen, ob es Wahrheit oder schändliche Lüge war?“